

Wenn die Weihnachtsschriften in die Kirche strömen und die oberste Empore bis auf den letzten Platz besetzen, wenn der Küster Klappstühle herbeischleppt und die Chorsänger zusammenrücken, wenn die Gemeinde nicht mit dünner Stimme, sondern kraftvoll die vertrauten Lieder schmettert und die Predigtworte endlich einmal nicht im leeren Kirchenschiff verhallen – dann werden strenge Pfarrer milde. Dann sprechen sie zu ihrem Festtagspublikum wie zu verlorenen Söhnen oder Töchtern, die eben erst glücklich heimgekehrt sind und die man keinesfalls verprellen darf. »Wie geht es Ihnen jetzt? Sind Sie auch so erschöpft?«, lautet der Anfang einer typischen profanen Heiligabend-Predigt. Oder alternativ: »Ich habe ein Schaf mitgebracht. Ein Schaf von den Hirten auf dem Feld.« Oder ganz lässig: »In der letzten Ausgabe der Kirchenzeitung habe ich etwas gelesen, das mich auf Anhieb angesprochen hat.«

Diese harmlosen, unverbindlichen, kindischen, fast schon blasphemischen Wohlfühlsätze wurden am 24. Dezember 2006, irgendwo zwischen Flensburg und Karlsruhe, tatsächlich gepredigt. Schlägt man die betreffenden Pfarreien im Atlas nach, erkennt man: Das Problem ist gleichmäßig und konfessionsunabhängig übers ganze Land verteilt. Im Norden wird seitenlang aus der Kirchenzeitung zitiert und über Fernsehpastor Fliege philosophiert. Im Osten werden Bibelschafe mit Versuchskaninchen verglichen. Im Südwesten wird die Schätzung Judäas in einem Atemzug mit der Erhöhung der Mehrwertsteuer genannt, wird die Weihnachtsfreude als eine Art Börsengewinn betrachtet und gemutmaßt, Maria und Joseph seien vor Heiligabend »auch sehr im Stress« gewesen.

Wer das nicht glaubt, kann es im Internet unter www.predigten.de nachprüfen: Moderne Pfarrer als Vermarkter ihrer selbst verbreiten beinahe jeden pseudotheologischen Unsinn, um ihren gottesdienstentwöhnten Zuhörern zu imponieren.

Weihnachten tritt die Krise des Genres besonders klar zutage: seine schleichende Profanisierung, sein Niedergang als Kunstform, sein Abdriften in die Defensive. Vorbei die kämpferischen Zeiten, als Martin Luther den Wittenbergern mitten im Dezember wegen spärlicher Kirchenbesuche mit Predigtstreik drohte. Vorbei die Zeiten, als der Reformator seinen Unmut über lesefaule Laien laut herausposaunte. So wettete er am ersten Adventssonntag anno 1530, es solle sich niemand einbilden, die Bibel verstanden zu haben, und niemand das Wort Gottes verachten, bloß weil es ständig kundgetan werde. Doch heute hat die Verachtung des Wortes längst auf die Predigt durchgeschlagen. Heute wird aus der Bibel möglichst wenig zitiert, sondern von der Kanzel herab Sozialtherapie betrieben. Heute gibt es nur noch wenige mutige Männer wie Pastor Senz in Oberdorla, der seiner unaufmerksamen, vernehmlich schwatzenden Gemeinde während des Weihnachtsgottesdienstes erklärte, er lasse sich diese Mischung aus Oktoberfest und Bauernhochzeit nicht mehr bieten. Sprach's, klappte das Buch zu und verließ die Kirche – ohne Vaterunser, ohne Segen.

Die meisten seiner Amtsgeschwister sind viel duldsamer und tun so, als sei der Ansturm der Weihnachtsschriften für sie die reine Freude. Tapfer stellen sie sich, wenn der Gottesdienst vorbei ist, an die Kirchenpforten und schütteln jedem Einzelnen die Hand. Fünfhundertmal »Danke!«, »Gesegnetes Fest!«, »Auf Wiedersehen!«. Fünfhundertmal lächeln. Vierhundertfünfzigmal nicht daran denken, dass diese Leute erst in einem Jahr wieder hier auftauchen. Warum aber bleiben sie so lange weg? Könnte es auch an der immer trivialeren Verkündigungspraxis liegen?

Das Enttäuschendste an Weihnachten ist ja alle Jahre wieder eine Weihnachtspredigt, die nicht der Glaubenskongresse, sondern bloß der feierlichen Selbstvergewisserung und der kollektiven Seelenwell-

Schluss mit dem Geschwätz!

Früher war die Predigt eine Kunst. Heute liefern die meisten Pfarrer nur Seelenwellness **VON EVELYN FINGER**



MARTIN LUTHER predigt von der Kanzel, aus einem Gemälde von Willem Linnig, um 1880

ness dient. Sie beginnt gern mit einem Seufzer der Erleichterung, dass der Adventsstress nun vorbei und der Stern von Bethlehem aufgegangen sei, sie erzählt Marias Niederkunft im Stall wie ein uraltes Kindermärchen, das angeblich trotzdem aktuell sei, und endet irgendwie mit einer Friedensbotschaft. Für Katholiken mögen solche Predigten keine Tragödie sein, weil ihnen das Messopfer zentrales Element des Gottesdienstes bleibt. Doch für die Protestanten mit ihrer euphorischen Auffassung vom Predigen als erlösendes Geschehen ist jede verkorkste Kanzelrede deprimierend. Ein Ritual, das seinen wahren Zweck verfehlt: Vergewärtigung des Evangeliums. Übersetzung des Heilsgeschehens in die Sprache unserer Zeit. Problematisierung des Glaubens. Kritik an den politischen Verhältnissen aus religiöser Perspektive. Vision eines modernen Lebens nach christlichem Vorbild. Und nicht zuletzt Missionierung durch die Kraft des Intellekts.

Das klingt vielleicht präntentös. Doch große Prediger des 20. Jahrhunderts wie Dietrich Bonhoeffer, Martin Niemöller, Karl Barth und in neuester Zeit Eberhard Jüngel, Manfred Josuttis, Friedrich Schorlemmer haben bewiesen, dass es geht. Ein paar junge Theologen draußen in den Kirchenprovinzen können es übrigens auch. Sie beginnen ihre Weihnachtspredigt

etwa mit dem schönen Satz: »Auf drei Dingen beruht die Welt – auf einer Behauptung, auf einer Geschichte und auf einer Schrift.« Für Teja Begrich (Jahrgang 1971, aus einer alten Protestantenfamilie stammend, Prediger in der achten Generation, Pfarrer in Mühlhausen, Thüringen) steht die Behauptung von der Geburt des Heilands erst einmal im Widerspruch zur Realität des Tages. Diesen Widerspruch bewusst zu machen, statt ihn aufzulösen, sieht Begrich als sein Predigtziel. Er ermuntert die Leute, über einen Gott nachzudenken, der sich »lieb« nennt, aber ausgesprochen grausam sein kann; eine Bibel kritisch zu lesen, die von Antijudaismen strotzt; einen Glauben zu praktizieren, der ohne Zweifel nicht zu haben ist. Dafür genügt die alte pfarrherrliche Attitüde ebenso wenig wie die neue Lässigkeit. Dafür braucht man mehr als einen moralistischen Sündenbegriff und einen Gute-Werke-Katalog, nämlich Talent zur Exegese, breites Geschichtswissen und solide Altsprachenkenntnis.

Weil Begrich die besitzt, kann er seiner Gemeinde aufzeigen, wie der Evangelist Matthäus das Wunder der Weihnacht durch Schönreden kleingeredet hat. Nebenher erzählt der Pfarrer, dass die Herkunft des Messias ausgerechnet aus »Brothausen« (Hebräisch *lechem* bedeutet Brot und *beth* bedeutet Haus) schon immer für Missfallen gesorgt habe sowie für klamm-

heimliche Versuche, dieses komische Bethlehem bedeutender erscheinen zu lassen, als es wirklich war. Fragt man einen wie Begrich, ob sich die Predigt in der Krise befinde, verneint er erst einmal, räumt dann aber ein, viele Kollegen verließen sich beim Vorbereiten ihrer Predigten aus Faulheit zu sehr auf den Heiligen Geist. »Mein Superintendent sagt zwar, man müsse eine Predigt auch in zwei Stunden schreiben können. Ich sage: Das merkt man.«

Tatsächlich sind die Pfarrer ja der Beschleunigung des Alltags, dem Oberflächlichwerden zwischenmenschlicher Kontakte ebenso ausgesetzt wie der Rest der Welt. In einer normalen Adventswoche hat ein gewöhnlicher evangelischer Pastor beispielsweise Konfirmandenunterricht, Krippenspielprobe, Gemeindegemeinderat zu absolvieren, Weihnachtsfeier und Bibelgesprächskreis, Jugendgottesdienst, Geburtstagsbesuche, noch mal Weihnachtsfeier, Kircheschmücken, Vorbereitungstreffen für sechs Weihnachtsgottesdienste und so weiter. Da muss man schon sehr diszipliniert sein, um das Predigtschreiben nicht oberflächlich zu betreiben. Mangelnder Tiefgang zeigt sich aber stets auch als laxer Verkündigungsstil, und es ist kein Wunder, dass die meisten heutigen Vertreter des Genres sich von der großen deutschen Tradition der geistlichen Kunstrede verabschiedet haben.

Meister Eckhart hat in seinen empfindsamen, fein gesponnenen Predigten einst die deutsche Literatur mitbegründet, und Luther legte in seinen streitlustigen, von Neologismen funkelnden Sermonen das sprachliche Fundament der deutschen Philosophie. Auf katholischer Seite erweiterten Geiler von Kaysersberg und Abraham a Santa Clara die volkssprachlichen Predigtstile, auf evangelischer Seite vervollkommneten Herder, Schleiermacher, Spener sie. Um sich deren komplexer Sprechweise anzunähern, brauchte man nicht nur Zeit, sondern auch Muße, nicht nur Beredsamkeit, sondern einen triftigen Predigtgrund. Äußere Anlässe wie Weihnachten gelten hier nicht, politische Impulse genügen nicht, weltliche Kritik an Umweltverschmutzung, Kinderarmut, Krieg findet schon in der Zeitung statt, und Exegese ist ja nur Mittel zum Zweck. Aber zu welchem?

Die Frage bleibt meist unbeantwortet. Und das Ergebnis ist, wie der Münsteraner Religionswissenschaftler Wilfried Engemann in seiner kritischen *Einführung in die Homiletik* schreibt, die populäre Form der »inhumanen Predigt«. Sie nimmt den Zuhörer nicht ernst, sondern behandelt ihn wie einen Konfirmanden, sie ergeht sich in vagen Appellen an seine Mitmenschlichkeit, sie anempfiehlt ihm bestimmte Gefühle, langweilt ihn mit hohlen theologischen Spekulationen und entlastet ihn durch eine klischeehafte Didaxe der »kleinen Schritte«.

Sie wird auch nicht dadurch humaner, dass man sie rhetorisch aufmotzt. Momentan ergeht an die Pfarrer allenthalben der homiletische Ratschlag, sich stärker auf das Äußere der Predigt zu konzentrieren: Man müsse sie als Ereignis begreifen, sie aus dem Geist des »African American Preaching«, der darstellenden Künste, des Kinos und der Popmusik erneuern. Man müsse von den Journalisten und vom Fernsehen lernen, sich dem Unterhaltungsdogma unterwerfen und als Korrespondent Gottes in einer Mediengesellschaft agieren. Predigt als Event! Als Happening! Als gigantische Konsensmaschine!

Möchten wir das? Man stelle sich vor, wie der banale Satz »Sind Sie auch so erschöpft« aus rockkonzerttauglichen Lautsprechertürmen quillt. Oder wie die Verlesung der Kirchenzeitung von Videoclips untermauert wird. Oder wie »Ich habe ein Schaf mitgebracht« von ein paar attraktiven Vikaren in Boygroup-Manier gerappt wird. Gott bewahre! Mit einer Superpredigt ohne Inhalt und mit Religion ohne Utopie sind selbst Weihnachtsschriften schlecht bedient.